

## World – Systems Analysis

Ein Gespräch mit Immanuel Wallerstein,  
geführt von Andrea Komlosy und Erich Landsteiner

ERICH LANDSTEINER: Ich möchte unser Gespräch mit einer Frage zu Ihrer intellektuellen Biographie beginnen. Wenn ich mich nicht irre, gehen die Anfänge der Theorie des modernen Weltsystems auf den Beginn der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts zurück. Der Aufsatz *The Rise and Demise*<sup>1</sup> ist 1974 erschienen

IMMANUEL WALLERSTEIN: Ja, das stimmt. Aber auch Band 1 des *Modern World System*<sup>2</sup> erschien 1974, obwohl er schon 1971 fertig geschrieben war. *The Rise and Demise* war ursprünglich ein Vortrag, den ich 1972 gehalten habe. Publiziert wurden beide Texte aber erst 1974.

L.: Gibt es in Ihrem Leben ein bestimmtes Ereignis, das mit den Anfängen dieser Theorie verbunden ist?

W.: Das ist nicht einfach zu erklären. Ich begann meine Karriere als Soziologe und beschäftigte mich mit den politischen Verhältnissen in Afrika. Darüber lehrte und schrieb ich gut fünfzehn Jahre lang. 1965 wurde ich gebeten, einen Vortrag über meine Sicht des damaligen Zustands und der aktuellen Entwicklung der Welt zu halten. Ich hielt diesen Vortrag in drei afrikanischen Ländern und kam damit gut an. Als ich dann an die *Columbia University* zurückkehrte, beschloss ich, eine neue Vorlesung über die Ursprünge der modernen Welt zu halten, obwohl die Vorlesung damals nicht diesen Titel trug. Das ist der Moment, in dem ich – wie ich es nenne – diese schlechte Idee mit guten Folgen hatte. Ich war einfach müde, den Schlagzeilen hinterher zu laufen und erklären zu müssen, was in den gerade vergangenen zwei Wochen in diesem oder jenem afrikanischen Land passiert war. Ich sagte mir also: Wir bezeichnen diese afrikanischen Staaten als neue Nationen. Sie sind nicht die ersten neuen Nationen. Welches waren also die ersten derartigen Nationen? Ich dachte mir – und das war die schlechte Idee – die ersten neuen Nationen müssten England und Frankreich im 16. oder 17. Jahrhundert gewesen sein. Wenn ich mich also mit ihrer Entstehungsgeschichte beschäftige, dachte ich, könnte ich den Prozess der Nationsbildung in Afrika besser verstehen. Das war es im wesentlichen, was mein Interesse für das 16. Jahrhundert weckte. Ich hielt diese Vorlesung, die von den Studenten sehr gut aufgenommen wurde, mehrere Jahre lang, bis ich schließlich



Immanuel Wallerstein im Gespräch, 10. März 2000.

an das *Center for Advanced Studies in the Behavioral Sciences* in Palo Alto eingeladen wurde. Ich nahm diese Einladung an und beschloss, den Aufenthalt dazu zu nutzen, aus der Vorlesung ein kleines Buch zu machen – das war in den Jahren 1970 und 1971. Als ich damals begann, das erste Kapitel über das 16. Jahrhundert niederzuschreiben, wurde mir sehr schnell klar, dass ich eine mittelalterliche Vorgeschichte brauchte. Die schrieb ich dann, und schlussendlich wurde dieses erste Kapitel zu Band I von *Modern World System*. Im nachhinein betrachtet war der Wendepunkt also mit meinem Unbehagen im Jahr 1965 über die Art und Weise, wie ich das zeitgenössische Afrika untersuchte, verbunden. Gestalt hat die Sache dann 1970 und 1971 in Palo Alto angenommen, als ich dieses Buch schrieb. So ist mir der zentrale Gedanke des ersten Bandes, nämlich dass man sowohl Osteuropa als auch Spanisch-Amerika im Rahmen der Welt des 16. Jahrhunderts als periphere Zonen mit ähnlichen internen Strukturen betrachten kann, eines Tages ganz plötzlich gekommen, während ich über Osteuropa arbeitete. An Spanisch-Amerika hatte ich dabei ursprünglich gar nicht gedacht. Glücklicherweise gab es damals am *Center* einen Spezialisten für lateinamerikanische Geschichte, den ich mit dieser Idee konfrontierte und der mich auf die wichtigste Literatur hinwies.

Ein zweiter wesentlicher Punkt war meine Beziehung zu Fernand Braudel, die auf ziemlich eigenartige Weise begann. Ich hatte einen Aufsatz von Marian Malowist über den spätmittelalterlichen Handel mit Gold durch die Sahara gelesen. In diesem ausgezeichneten Aufsatz, der in einer polnischen Afrikanisten-Zeitschrift erschienen war und den heute kaum mehr jemand kennt, zitiert Malowist Passagen aus *The Mediterranean*, die mich davon überzeugten, dass ich dieses Buch lesen sollte. Ich kam also über Malowist zu Braudel. Das war noch vor Palo Alto. Als ich dann die ersten beiden Kapitel fertig hatte, schickte ich sie Braudel, den ich vorher nur einmal kurz gesehen hatte. Er ließ mir über sein Sekretariat eine kurze, sehr freundliche Nachricht zukommen, die mich bestärkte. Also schickte ich ihm mehr und er reagierte – diesmal persönlich – wiederum sehr freundlich. So schrieb ich dann das ganze Buch in zehn Monaten fertig. Im September musste ich an die *McGill University*, um meinen Lehrverpflichtungen nachzukommen, und bis Weihnachten rührte ich das Manuskript nicht mehr an. In den Weihnachtsferien schrieb ich das zweite Kapitel, mit dem ich nicht zufrieden war, neu, und das war es dann. Es zu publizieren war jedoch sehr schwierig. Ich ging damit zu sechs verschiedenen Verlagen und hatte sogar schon einen unterschriebenen Vertrag mit einem Verlag in der Tasche, der dann wieder ausstieg. Alle waren sie davon überzeugt, dass es für ein solches Buch keinen Markt gäbe. Glücklicherweise hatte Charles Tilly gerade eine neue Buchreihe bei *Academic Press* herauszugeben begonnen. Ich schickte ihm das Manuskript, er mochte es, und so ist es dort erschienen. Es war sofort ein großer Erfolg und wurde im *New York Times Book Review* sehr wohlwollend rezensiert. Braudel rührte in Europa die Werbetrommel dafür. 1975/76 verbrachte ich ein Jahr an der *Maison des Sciences de l'Homme* in Paris, und Braudel bat mich, mit ihm gemeinsam ein Seminar zu halten, in dem die Thesen des Buches diskutiert

werden sollten. 1976 ging ich dann nach Binghamton und gründete das *Fernand Braudel Center*, startete die Zeitschrift *Review*<sup>3</sup> und begann eine ganze Reihe von Forschungsprojekten.

L.: Ist der zweite Band von *Modern World System* in ähnlich kurzer Zeit entstanden?

W.: Den zweiten Band begann ich schon in Paris zu schreiben, aber diesmal erwies sich die Sache als wesentlich langwieriger. Die Gründe dafür, warum ich den ersten Band in nur zehn Monaten geschafft hatte, sind einfach. Einerseits wird die Literatur, die man lesen muss, mit jedem Jahrhundert, mit dem man sich der Gegenwart nähert, umfangreicher und der geographische Raum, der zu behandeln ist, aufgrund der Expansion des Weltsystems größer. Andererseits war ich beim Schreiben des ersten Bandes wohl noch etwas naiv, wusste weniger und war daher auch mit weniger zufrieden als später. Für den zweiten Band brauchte ich mehrere Jahre, für den dritten Band noch länger, und der vierte Band ist noch immer nicht fertig. Um aber auf Ihre Frage zurückzukommen: Die Ursprünge liegen also 1965, als ich mich auf die Suche nach etwas begab; 1970/71 hatte ich es gefunden und schrieb das erste Buch. Damals nannte ich dieses Projekt noch nicht *World-Systems Analysis*. Ich erinnere mich auch nicht mehr daran, wann genau diese Bezeichnung geboren wurde, aber im Verlauf der Jahre brauchte ich einen Namen für das, was ich tat, und ich habe mich für diesen Begriff entschieden.

L.: Jeder, der Ihre Bücher liest, merkt sehr schnell, wie wichtig das Zusammentreffen mit Braudel für Sie war. Eines Ihrer wichtigsten Konzepte – *TimeSpace realities* – ist eng mit dem Denken Braudels verbunden. Andererseits ist auch Braudel aus diesem Zusammentreffen nicht unverändert hervorgegangen. In *Le temps du monde*<sup>4</sup> ist das deutlich zu spüren.

W.: Darüber habe ich keinen Zweifel. Sein Konzept mehrerer sozialer Zeitebenen, diese Art, über Zeit nachzudenken, hat einen ungemein großen Einfluss darauf, wie ich meine eigenen Probleme formuliere. Mit der Frage nach dem Erbe Braudels bin ich, wie Sie sich vorstellen können, ziemlich häufig konfrontiert. In der Regel nenne ich drei Punkte: erstens den Begriff *économie-monde*, den er in seinem Werk über das Mittelmeer entwickelt und den ich unmittelbar von ihm übernommen habe, so wie er ihn von Fritz Rörig übernommen hat, an den sich heute kaum mehr jemand erinnert.<sup>5</sup> Zweitens sind da, wie gesagt, die verschiedenen sozialen Zeitebenen. Die dritte fundamentale Idee Braudels war, dass Kapitalismus nicht mit Marktwirtschaft gleichzusetzen ist, sondern in der Sphäre des, wie er es nannte, *contre-marché* beheimatet ist. Darin stimme ich mit ihm vollkommen überein.

L.: Wie verhält es sich mit der anderen Dimension der *TimeSpace realities*, dem Raum?

W.: Ich habe in mehreren Aufsätzen argumentiert, dass jeder Raum auch eine zeitli-

che Dimension hat, und umgekehrt jeder Zeit auch ein Raum entspricht. Im allgemeinen geht man davon aus, dass Braudel drei Zeitebenen unterschieden hat, während es tatsächlich vier sind. Braudel kannte auch eine *très longue durée*, und die ist für mich von grundlegender Bedeutung. Ich habe dem noch eine fünfte Ebene hinzugefügt, die ich von Paul Tillich übernommen habe, das ist die Zeit des *kairos* im Gegensatz zu *chronos*, was dem Unterschied zwischen einem qualitativen und einem quantitativen Zeitbegriff entspricht.<sup>6</sup> Was nun die Gleichsetzung der kapitalistischen Sphäre mit dem *contre-marché* betrifft, so habe ich das insofern weiterentwickelt, als Braudel sich zwar sehr für Kapitalismus interessierte, sich aber als Frühneuzeit-Historiker diesbezüglich auf die Periode zwischen dem 14. und dem 18. Jahrhundert beschränkte. Da ich bestrebt bin, meine Argumentation bis in die Gegenwart der kapitalistischen Weltökonomie zu erstrecken, spreche und schreibe ich über Verhältnisse, zu denen sich Braudel nicht geäußert hat, obwohl er am Ende seines Lebens begonnen hat, eine Kolumne für den *Corriere della Sera* zu schreiben, in der er auch zu aktuellen Problemen Stellung bezog. Das hat aber keinen Eingang in sein wissenschaftliches Werk gefunden, weil es nicht seiner Kultur entsprach, die eine Kultur des Archivs war. Er fühlte sich sehr unwohl, wenn er über etwas schreiben sollte, zu dem er keine Archivforschungen unternommen hatte. Meine eigene Ausbildung als Soziologe ist davon grundverschieden. Ich habe nichts gegen Archive, aber ich sehe sie nicht als unabdingbare Voraussetzung für meine Arbeit.

L.: Haben Sie selber in Archiven geforscht?

W.: Selbstverständlich, wenn auch nicht sehr häufig. Angesichts der Probleme und Prozesse, mit denen ich mich beschäftige, kann ich nur den Weg der Synthese auf der Basis von Archiv-Forschungen anderer beschreiten. Würde ich meine Zeit in Archiven verbringen, wäre das, was ich tue, unmöglich. Außerdem glaube ich nicht an die klassische Unterscheidung von Primär- und Sekundärquellen. Alle Quellen sind sekundär, auch die primären. Daher kann man die sogenannten Sekundärquellen in der gleichen Weise behandeln wie die Primärquellen. Ich halte es für wichtig, die Ansichten unterschiedlicher Historiker miteinander zu konfrontieren, die Debatten zwischen ihnen genau zu betrachten und dann zu versuchen, sie zurecht zu rücken oder sie aus meiner Perspektive zu kommentieren. Es handelt sich also um eine Kritik der Geschichtsschreibung. Ich muss dazu nicht selber in die Archive zu gehen. Es reicht, die Werke der Historiker zu lesen. In den meisten Fällen geht es ja nicht um die Daten selbst, sondern um deren Interpretation.

L.: Eines Ihrer bevorzugten Themen in letzter Zeit ist mit dem Begriff der Wissensstrukturen (*structures of knowledge*) verbunden. Das ist ein neues Element im Rahmen der Weltsystemanalyse. Am *Fernand-Braudel-Center* gibt es eine Arbeitsgruppe dazu. Markiert das eine Wende in Ihrem Denken, weg von ökonomischen Strukturen und Prozessen hin zu kulturellen Verhältnissen und Prozessen? Gibt es für Sie eine Entsprechung zwischen diesen Wissensstrukturen und den strukturellen Evolutionslinien des Weltsystems und wie sieht diese aus? Ich denke an Ihre Aussa-

gen über die zwei Wissenskulturen. Sie schreiben, dass diese zwei Kulturen charakteristisch für das moderne Weltsystem sind, während sich vormoderne Weltsysteme durch eine einheitliche Epistemologie ausgezeichnet hätten.

W.: Es gibt drei, möglicherweise auch vier verschiedene Elemente, die dazu geführt haben, dass meine Forschung jetzt auch um diese Wissensstrukturen kreist. Die Historiker, aber nicht nur sie, haben sich in den letzten zwanzig Jahren immer mehr mit Kultur zu beschäftigen begonnen – aus den unterschiedlichsten Gründen, die wir hier nicht durchgehen müssen. Ich musste im Zuge dieser Entwicklung viel Kritik einstecken, weil ich angeblich Kultur als etwas Sekundäres oder Abgeleitetes betrachte und ökonomistisch argumentiere. Das ist zwar etwas ungerecht und unfair. Doch muss ich zur Kenntnis nehmen, dass die Leute das so sehen und etwas darauf erwidern. Das ist das erste Element. Das zweite hängt damit zusammen, dass ich mit meiner Geschichte im 19. Jahrhundert angelangt bin, in dem moderne Ideologien eine zunehmend wichtigere Rolle spielen. Die Konstruktion dessen, was ich Geokultur nenne, kommt hier ins Spiel, und auch die Erneuerung des Universitäts-systems ist ein Phänomen des 19. Jahrhunderts. Auf diesem Weg bin ich zwangsläufig auf die Strukturen des Wissens gestoßen. Das dritte Element geht auf den Einfluss zurück, den Ilya Prigogine<sup>7</sup> in letzter Zeit auf mich ausübte. Das kann ich genau datieren, weil er mir vor 1980 vollkommen unbekannt war. In diesem Jahr hielten wir beide Vorträge im Rahmen desselben Kurses, und bei dieser Gelegenheit habe ich ihn zum ersten Mal gehört. Es hat mich wirklich »umgehauen«, aus dem einfachen Grund, weil mir in diesem Moment klar wurde, dass ich seit Jahren über die Dinge, von denen er sprach, nachdachte, aber nicht fähig war, sie auf den Punkt zu bringen. Und ich hätte auch nie damit gerechnet, dass ausgerechnet ein Chemiker mir das klarmachen würde. Damals habe ich begonnen, mehr von ihm zu lesen und eine persönliche Beziehung zu ihm aufzubauen. Das hat mich zu den Wissensstrukturen der Naturwissenschaften oder, besser gesagt, dem, was wir jetzt *sciences of complexity* nennen, gebracht. Und man muss schließlich auch zur Kenntnis nehmen, dass das für mich gar kein so neues Interesse darstellt. In den ersten Jahren der Existenz des *Fernand Braudel Center* – es wurde 1976 gegründet – haben wir versucht, auch von der *National Science Foundation* Geld für Forschungsprojekte zu bekommen und machten dabei die eigentümliche Erfahrung, dass wir immer enthusiastische und äußerst negative Gutachten erhielten. Das war ein durchgehendes Muster, es gab kein Gutachten, das zwischen diesen Extremen lag. Die positiven Gutachten betonten den innovativen Charakter der Projekte und ihre Förderwürdigkeit, die negativen Gutachten stellten hingegen die Wissenschaftlichkeit der Projektanträge damit in Abrede, dass sie keine falsifizierbaren Hypothesen enthielten. Sie basierten durchwegs auf einer methodologischen Kritik und gingen auf den Inhalt der Projekte überhaupt nicht ein. Der Vorwurf lautete, dass die Methoden, die in diesen Projekten zur Anwendung kommen sollten, nicht nomothetisch waren. Uns, insbesondere aber Terence Hopkins, der gewissermaßen der Mann für die Methodenfragen im Haus war, wurde dadurch sehr früh klar, dass wir diesen Pro-

blemen nicht aus dem Weg gehen konnten und erklären mussten, warum nomothetische Methoden für unsere Projekte nicht brauchbar waren. Es war aber schwierig, diesbezüglich zu einer Sprache zu finden, die auch für Leute, die in einer rein nomothetischen Wissenschaftskultur lebten, verständlich war. Wir kämpften mehrere Jahre damit, wie wir unsere Argumente präsentieren sollten, bis ich schließlich auf Prigogine traf und mit der Rede von den zwei Kulturen Bekanntschaft machte. Er war die zentrale Figur bei einer Konferenz, die vor zirka zehn Jahren an der Universität Pavia stattfand, von den dortigen Instituten für Physik und Geschichte gemeinsam organisiert wurde und den Titel *Beyond the Two Cultures* trug.<sup>8</sup> Kurzum: Mir ist dabei klar geworden, dass ein möglicher Weg, mit diesen methodologischen Fragen umzugehen, zum bekannten Methodenstreit führte und es darum ging, zu zeigen, dass der ganze Streit und damit auch die Vorstellung von zwei Wissenschaftskulturen die wesentlichen Probleme verfehlt. So bin ich bei diesen Fragen gelandet. Die Aufsätze, die ich darüber geschrieben habe, wurden 1991 unter dem Titel *Unthinking Social Science* publiziert.<sup>9</sup> In weiterer Folge veranstalteten wir über einige Jahre hinweg gemeinsam mit der *Maison des Sciences de l'Homme* einen postgradualen Kurs zum Problem der zwei Kulturen. Um ihn zu finanzieren, trat ich an die *Gulbenkian Foundation* heran. Die Stiftung nahm das mit großer Sympathie auf und schlug mir vor, noch mehr dazu zu unternehmen. Also schlug ich die Bildung einer Kommission vor, die einen Bericht über die Neustrukturierung der Sozialwissenschaften erstellen sollte. Die Stiftung hat auch das finanziert und der Bericht ist 1996 publiziert worden.<sup>10</sup>

Das Interessante im Hinblick auf Ihre Frage, wie ich zu diesen Problemstellungen kam, ist nun, dass mir ein alter Kollege von der *Columbia University* nach Lektüre dieses Berichtes sagte, dass ich das alles schon in den frühen sechziger Jahren zu ihm gesagt hätte. Ich selbst kann mich absolut nicht daran erinnern, dass ich mich schon damals mit solchen Fragen herumgeschlagen habe. Woran ich mich erinnere, ist, dass ich mich schon damals in den Abgrenzungen der einzelnen Sozialwissenschaften sehr unwohl fühlte.

L.: Eine letzte Frage dazu: Sie argumentieren, dass es zwei Bewegungen gibt, die uns aus diesem Gegensatz der zwei Wissenschaftskulturen herausführen und uns helfen können, die disziplinären Grenzen zu überschreiten. Die eine ist mit der Komplexitätswissenschaft à la Prigogine verbunden, die andere heißt *Cultural Studies*.<sup>11</sup> Das hat mich überrascht, weil ich den Eindruck habe, aber das mag sehr mit der deutschsprachigen Variante dieses Trends zu tun haben, dass der Weg der *Cultural Studies* immer weiter von den Themen der Weltsystemanalyse weg führt und ich keinen möglichen Treffpunkt sehen kann. Obwohl die Proponenten der *Cultural Studies* immer behaupten, sie hätten einen umfassenden Begriff von Kultur, habe ich noch keinen getroffen, für den wirtschaftliche Fragen oder, von mir aus, wirtschaftliche Kultur ein Thema gewesen wäre.

W.: Da haben Sie absolut recht. Aber meine Beschreibung von *Cultural Studies*

macht nicht nur Wirtschaftshistorikern Kopfzerbrechen, sondern auch den Leuten, die *Cultural Studies* betreiben. Es trifft sicher zu, dass Kulturhistoriker unnötig viel Zeit damit verbracht haben, die Wirtschaftsgeschichte zu attackieren. Der Grund dafür ist, dass man *Cultural Studies* im Sinne einer intellektuellen Bewegung als post-1968 Bewegung von Leuten begreifen muss, die von der alten Linken ebenso enttäuscht waren wie von deren Analyse, dass die wirtschaftliche Entwicklung unweigerlich zu bestimmten Veränderungen führen müsse, die wiederum ihren Ausdruck in politischen Bewegungen fänden, und dass alles andere daneben unwichtig sei. Das traf auch die Wirtschaftsgeschichte, und Kultur fungierte dabei als eine Art Substitut. Das ist auch mit den sogenannten vergessenen bzw. unterrepräsentierten Bevölkerungsgruppen wie den Frauen, den Schwarzen, den Schwulen u. a. verknüpft. Die wollten nun ihre kulturelle Eigenständigkeit und Differenz ausdrücken, die bislang von den politischen Bewegungen der Linken ignoriert worden waren. Ihr tatsächlicher Feind ist aber nicht der Wirtschaftshistoriker oder der Soziologe, sondern der Mainstream der Geisteswissenschaften in den letzten hundert Jahren, der alles Mögliche kanonisierte – vom Geschmack bis zu den Büchern, die man lesen soll – und damit die Inkarnationen des Schönen und Guten definieren wollte. Jene, die dagegen Widerstand leisten, sagen nun, das sei Unsinn, Geschmack sei ein sozial konstituiertes Phänomen, das sich beständig verändert, und dass Bücher von Lesern anders rezipiert werden, als es ihre Autoren intendieren usw. Aus meiner Perspektive, aus der ich die Szene etwas von außen beobachte, gab es im 19. Jahrhundert, inmitten des ganzen Methodenstreits, auf der einen Seite die Naturwissenschaftler, die sagten, dass nur ihre Wissenschaft wahres Wissen hervorbringe, und auf der anderen Seite die Geisteswissenschaftler, die sagten, dass nur die Hermeneutik Wissen schaffen könne. Sie zogen also an unterschiedlichen Enden des Stranges, und die Sozialwissenschaften wurden in der Mitte zerrissen und konnten keine eigenständige Denkweise hervorzubringen. Nun gibt es aber eine intellektuelle Bewegung, die sich *Cultural Studies* nennt und behauptet, dass das Wissen um die Kultur gesellschaftlich fundiert ist, obwohl einige nicht genau wissen, was damit gemeint ist und dadurch solipsistisch werden. Hier hake ich ein. Wenn sie ihre eigenen Ideen wirklich ernst nehmen, dann läuft das auf eine Soziologie der Literatur, der Philosophie etc. hinaus, was sie zu Sozialwissenschaftlern macht. Sie gebärden sich ultra-hermeneutisch, bewegen sich aber in eine andere Richtung. Zur gleichen Zeit geht ähnliches bei Naturwissenschaftlern vor sich. Sie gebärden sich ultra-nomothetisch, sprechen von der Reversibilität der Zeit etc. Die Komplexitätswissenschaften sprechen hingegen vom Zeitpfeil, von der Kreativität aller Strukturen einschließlich der Naturkräfte. Dadurch nähert sich sogar die Physik der Sozialwissenschaft an. Epistemologisch bewegen sich die Komplexitätswissenschaften von der einen Seite und die Kulturwissenschaften von der anderen Seite auf einen Ort der Begegnung hin. Noch haben sie sich nicht getroffen. Die Sozialwissenschaftler sind wiederum die einzigen, die dieser epistemologischen Annäherung Sinn geben und sie erklären können.

ANDREA KOMLOSY: Ich möchte Sie nun gerne nach den Widersprüchen im kapitalistischen Weltsystem fragen, die Sie annehmen lassen, dass es sich derzeit in einer Endkrise befindet.

W.: Ich werde mich kurz halten und verweise Sie auf mein Buch *Utopistics*, wo ich die Frage genauer ausgearbeitet habe.<sup>12</sup> Meiner Ansicht nach hat die kapitalistische Weltwirtschaft als System zwei Probleme. Erstens stehen die Profite strukturell unter Druck, zweitens verlieren die staatlichen Strukturen an Legitimation. Die Profitkrise hat drei Aspekte. Wenn wir davon ausgehen, dass Kapitalisten Leute sind, die Profite anstreben, dann werden deren Realisierungsmöglichkeiten durch Löhne, Materialkosten und Steuern beschränkt. Ich gehe davon aus, dass Preise nur in beschränktem Maße erhöht werden können, weil sie in gewissem Maße vom Markt bestimmt werden. Also stellt jeder langfristige Anstieg der Löhne, der materiellen Inputs der Produktion sowie der Steuern eine Begrenzung der Profitrate dar. Alle drei Faktoren erreichen Asymptoten. Historisch hat man das Problem der Löhne durch Industrieverlagerungen, die sogenannten *run-away-factories*, gelöst. Wenn Löhne zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer bestimmten Region anstiegen, verlagerten die Unternehmer die Produktion an einen anderen Ort, wo sie Leute finden konnten, die die gleiche Arbeit um weniger Lohn verrichteten. Wer waren diese Leute? Es handelte sich durchwegs um Zuwanderer aus ländlichen Regionen, die bis dahin nur in geringem Maße in die Geldwirtschaft eingebunden waren. Nach 25 bis 50 Jahren verlangen diese Menschen ihrerseits höhere Löhne. Wenn wir diesen Gedanken zu Ende denken, kommen wir zu einem Punkt, an dem eingestanden werden muss: es gibt keine weiteren ländlichen Zuwanderer mehr. Es handelt sich um eine ›Deruralisierung‹ der Welt. Die Menschen-Reserven, die dem System zu Billiglöhnen zugeführt werden können, sind erschöpft. In bezug auf die Weltwirtschaft insgesamt haben wir es daher mit einem säkularen Anstieg des durchschnittlichen Lohnniveaus zu tun.

K.: Ist dieser Gedanke nicht bereits von Rosa Luxemburg formuliert worden?

W.: Nein. Rosa Luxemburg meinte, dass der Kapitalismus sich neue Regionen erschließen müsse, und zwar als Absatzmärkte für die Überproduktion.<sup>13</sup> Ich gehe davon aus, dass neue Regionen als Produktionsstandorte erschlossen wurden, um das niedrige Lohnniveau der dortigen Arbeitskräfte auszunützen.

K.: In bezug auf die räumlichen Beschränkungen der Kapitalakkumulation und die Möglichkeit, diese durch Ausdehnung der kapitalistischen Weltwirtschaft zu überwinden, sehe ich dennoch Parallelen.

W.: Das stimmt. Diese Idee ist die gleiche. Im Gegensatz zu Luxemburg, die in dieser Hinsicht weltsystemisch dachte, blieben die meisten Marxisten des 19. Jahrhunderts auf den Kapitalismus innerhalb der einzelnen Staaten orientiert. Luxemburg hingegen erkannte, dass die notwendige räumliche Ausdehnung der kapitalistischen Weltwirtschaft an die physischen Grenzen des Globus stoßen würde.

K.: Nun hat sich der Kapitalismus doch im Lauf der Geschichte als äußerst regenerationsfähig erwiesen, und zwar durch Schaffung immer neuer Teilungslinien, nicht nur durch räumliche Expansion. Eine der neuen Teilungslinien durch die Gesellschaft, die meines Erachtens das Überleben des Weltkapitalismus begünstigt, ist die Informalisierung.

W.: Informalisierung ist offensichtlich ein Versuch, Lohnkosten zu senken. Das ist aber nichts Neues. Es gibt die informelle Ökonomie seit mehr als 500 Jahren. In Kondratieff-B-Perioden<sup>14</sup> werden bestimmte Teile der Produktion gewöhnlich aus der formellen in die informelle Ökonomie verlagert. Entdeckt wurde der informelle Sektor, als in den siebziger Jahren eine solche Kondratieff-B-Phase einsetzte. Man suchte einen Namen für die damit verbundenen Veränderungen und landete schließlich beim Begriff des Informellen. Die meisten Sozialwissenschaftler dachten, es handle sich um etwas Neues. Selbstverständlich reduziert Informalisierung die Lohnkosten, darin liegt ihr ganzer Sinn und Zweck. Sie reduziert auch die Steuern, weil sie die Wirtschaft der Beobachtung durch den Staat und damit der Besteuerung entzieht. Tatsächlich ist es aber komplizierter. In einer A-Phase ist Informalisierung ein Negativum. Während eines wirtschaftlichen Aufschwungs spielen Transaktionskosten eine größere Rolle als Lohnkosten. Es gilt sie niedrig zu halten, Informalisierung hingegen treibt sie hinauf. Es handelt sich also um eine Pendelbewegung, aber im aufsteigenden Sinn. Während in A-Phasen eine Ausweitung von Lohnarbeit zu beobachten ist, kommt es mit dem Einsetzen der wirtschaftlichen Kontraktionsphase zur teilweisen Informalisierung. Mit dem nächsten Aufschwung wird das wieder rückgängig gemacht. Die Frage ist letztendlich, ob im Zuge dieses Prozesses das Gesamtvolumen der Löhne wirklich ansteigt. Meine Antwort lautet: Ja, denn die Leute, die in einer *Favela* in Lima oder einem anderen Slumviertel irgendwo auf der Welt leben – und dieses Argument wird in der Informalisierungsdebatte meist außer acht gelassen – sind genau genommen ziemlich anspruchsvoll. Das sind keine frisch in der Stadt angekommenen Landbewohner mehr. Sie sind schon länger anwesend, sie sind gut in der Lage, sich im System zurecht zu finden, sie überleben zum Beispiel durch informelle Arbeit, durch Diebstahl, durch hundert verschiedene Wege, an Geld zu kommen, und sie wenden sie alle auf einmal an. Der Preis ihrer informellen Arbeit ist vielleicht nicht so hoch wie der eines regulär Beschäftigten, aber er ist immer noch viel höher als das, was Kapitalisten zahlen möchten. Wenn Kapitalisten diese Situation aus diesem oder jenem Grund formalisieren wollen, ist es gar nicht so einfach, diese Leute zur Annahme einer geregelten Lohnarbeit zu bringen. Sie müssen den informell Tätigen ein entsprechendes Lohnangebot unterbreiten. Das Überleben im informellen Sektor nimmt ja schließlich nur einen Teil ihrer Zeit in Anspruch, sie können daneben Gelegenheitsjobs, Subsistenzarbeit und vieles andere mehr leisten. Und unterm Strich erzielen sie so ein Gesamteinkommen, das höher liegt als im formellen Bereich. Daher sagen sie, wenn der Wechsel in die formelle Ökonomie ansteht: Wenn ihr uns braucht, mehr Geld! Die informelle Ökonomie stellt also einen Mechanismus zur Senkung der Löhne dar. Diese sinken

aber nicht in einem Ausmaß, dass die von mir geschilderte Tendenz, nämlich der Anstieg der Gesamtlohnkosten in der kapitalistischen Weltwirtschaft, außer Kraft gesetzt werden könnte.

K.: Kommen wir also zum zweiten Aspekt der Profitkrise zurück.

W.: Die zweite Restriktion der Profite resultiert aus den steigenden Preisen für Rohstoffe und andere Vorleistungen. Kapitalisten bemühen sich, diesem Druck durch die Externalisierung der Kosten zu entkommen. Diese findet hauptsächlich in zwei Formen statt: erstens werden die verwendeten Rohmaterialien nicht wieder erneuert, zweitens werden die ökologischen Kosten auf die Allgemeinheit abgewälzt. Das wiederum verursacht die Umweltprobleme, mit denen wir heute leben. Damit sind wir beim gleichen Erschöpfungszustand wie bei den Arbeitskraftreserven. Die Landstriche, die Flüsse, die verseucht werden können, werden knapp, und zum Schluss muss jemand die Rechnung bezahlen. Und die ist enorm. Wenn ein Staat die Rechnung jetzt begleicht, bedeutet das Steuererhöhung. Auf die Dauer kann sich das aber kein Staat leisten. Er muss darauf drängen, dass die Unternehmen die Kosten selber tragen. Das wiederum treibt die Produktionskosten in die Höhe. Der dritte Faktor, der die Profite beschneidet, ist die Demokratisierung der Welt, also eine politische Realität. Sie stellte einen Weg dar, mit dem die Machthaber die Unzufriedenheit in erträglichen Grenzen halten konnten. Demokratisierung hielt die Menschen von der Revolution ab. Im Grunde wurden drei Dinge umverteilt: Bildung, Gesundheit und Lebenseinkommen. Diese drei Güter wurden vom Staat über das Steuersystem umverteilt. Auf Weltebene zeigt die Demokratisierung einen Aufwärtstrend in dem Sinn, dass jedes Jahr mehr Leute diese Güter einfordern, und wer sie schon hat, verlangt ein höheres Niveau. Damit bin ich erneut bei meinem Argument der strukturellen Profitkrise. Wir stoßen überall an Grenzen. Von den vielen Funktionen des Staates möchte ich die zwei wichtigsten herausgreifen. Zum einen ermöglicht der Staat die Monopole, die für Kapitalakkumulation notwendig sind. Dieser Gedanke knüpft an die Braudelsche Idee vom Antagonismus von Markt und Kapitalismus an, in anderen Worten: der Markt steht der Realisierung der Profite entgegen. Dafür sind Monopole erforderlich, und ohne den Staat gibt es sie nicht. Die zweite zentrale Aufgabe des Staates besteht darin, die arbeitenden Klassen ruhig zu halten, teils durch Repression, teils durch Konzessionen. Das kann nur gelingen, wenn die Staaten dazu legitimiert sind. Und diese Legitimation bekamen sie, weil sie eine Politik der Zugeständnisse machten, aber auch deshalb, weil die anti-systemischen Bewegungen selber die Staatsmacht anstrebten. Dadurch legitimierten sie staatliche Strukturen. Sobald sie an der Macht waren, verlangten sie von den Massen: Habt Vertrauen in uns! Dieses Argument wurde 150 Jahre lang bemüht. Erst 1968 setzte eine Desillusionierung über die Strategien der alten Linken ein. Diese hatte im späten 19. Jahrhundert eine Strategie der zwei Schritte propagiert: zuerst die Erringung der Staatsmacht, dann die Veränderung der Welt. 75 bis 100 Jahre dauerte es, bis sie wirklich die Staatsmacht eroberte, aber die Welt veränderte

sie dann doch nicht. Erst 1968 und 1989 bewirkten, dass die Anhänger der alten Linken nicht mehr glaubten, dass diese Bewegungen die Welt verändern würden. Sie entzogen den Staaten und ihren Strukturen das Vertrauen und die Legitimation. Das erste Mal seit 500 Jahren werden Staatsstrukturen schwächer. Staaten können die Situation nicht mehr kontrollieren, und das verstärkt die aktuelle Krise des kapitalistischen Weltsystems.

K.: Ich stimme zu. Aber ich beobachte auch eine Wiederbelebung von Staatsstrukturen in zwei Formen. Einerseits die Formierung von Regionalblöcken, supranationale Staaten als neue Staatstypen. Andererseits verlangen die rechtspopulistischen Bewegungen eine Stärkung der nationalstaatlichen Kompetenzen. Zwar handelt es sich dabei um unterschiedliche politische Tendenzen, aber es tragen beide zum Bedeutungsgewinn des Staatsprinzips bei.

W.: Das halte ich für eine sehr europäische Perspektive. Natürlich sind supranationale Staatsstrukturen im Entstehen, am weitesten sind sie in der Europäischen Union gediehen. Das hat etwas damit zu tun, dass Westeuropa in der bevorstehenden Ausweitung der Weltwirtschaft mit den Vereinigten Staaten und Japan konkurrieren muss. Ökonomisch macht das sicher Sinn und in gewissem Grad auch kulturell. Westeuropa kann damit seine Unterordnung unter die Vorherrschaft der Vereinigten Staaten überwinden, die die Europäer zwar geschluckt, aber niemals gemocht haben. Ich bin mir aber nicht sicher, ob das die Geopolitik des Weltsystems verändert. Es ist fraglich, ob ein europäischer Staat in den Augen seiner Bürger mehr Legitimation genießen wird als die jetzigen Staaten. Und damit komme ich zu Ihrem zweiten Punkt, den Rechtsparteien. Was sie charakterisiert und antreibt, ist die Skepsis gegenüber Brüssel.

K.: Das trifft allerdings nur zu, wenn man die Rechtsparteien als einen Gegensatz zur Union begreift. Ich würde viel eher den komplementären Charakter in den Vordergrund stellen.

W.: Vielleicht. Was ihnen aber eine wachsende Massenbasis verschafft, ist der Zweifel der einfachen Leute, ob ihnen Brüssel irgendeinen Vorteil, eine positive Auswirkung auf das eigene Leben bringen wird. Ja, sie rufen nach einem starken Staat, und nein, sie tun es nicht. Sie sind sehr ambivalent. Im Grunde argumentieren sie folgendermaßen: Der Staat erfüllt seine Aufgaben nicht; er gibt uns keine wirtschaftliche, und noch wichtiger: keine persönliche Sicherheit, es gibt zu viel Kriminalität und so weiter. Wir müssen das also selber in die Hände nehmen. Das bedeutet eine Rücknahme der Staatsmacht zugunsten von lokalen Gruppen (*community groups*). Diesen Prozess können wir überall auf der Welt beobachten. Wenn eine dieser Rechtsbewegungen an die Macht käme, würde sie die Gangart wechseln. Sie würde sagen: Nun, da wir an der Macht sind, müsst ihr den Staat positiv sehen. Ich bin aber nicht sicher, ob es wirklich gelingen wird, das Ruder herumzudrehen. Schließlich haben sie so stark auf die Staatskritik gesetzt. Es ist im übrigen das gleiche

Thema, auf das fundamentalistische Bewegungen überall auf der Welt, den Westen eingeschlossen, setzen: Der weltliche Staat lässt Euch hängen, nicht nur in moralischer, sondern auch in materieller Hinsicht. Wir müssen also für Hilfe sorgen, für soziale Unterstützung, Arbeitsplätze, für all das, was der Staat nicht länger garantieren kann. Ich sehe also in Hinblick auf den Staat eine negative Tonalität, die sich stark von der langen Periode abhebt, die schon mit der Französischen Revolution begonnen hat, in der die Menschen quer durch die politischen Lager eine positive Grundeinstellung zum Staat hatten. Liberale, Konservative, Radikale, sie hatten alle unterschiedliche Versionen für ihre Staatsbejahung. Die Konservativen sagten, er würde die Moral aufrechterhalten, die Liberalen setzten Hoffnungen auf vernünftige Reformpolitik, die Radikalen erwarteten sich vom Staat Gesellschaftsveränderung. Aber alle wollten an die Macht, mit einer positiven Grundstimmung gegenüber dem Staat und einer optimistischen Einstellung zur Zukunft. Nun gilt der Staat als negativ, und die Zukunft wird pessimistisch gesehen. Ich möchte nicht übertreiben, aber ich meine, der Trend ist ziemlich eindeutig. Genau in dem Moment, wo die Kapitalisten aufgrund der Profitkrise den Staat mehr brauchen denn je, werden die Staaten schwächer. Wenn ich die Entwicklung als Kurve darstellen müsste, würde ich sagen: von 1500 bis zirka 1960 vergrößerten die Staaten ihre Autorität, ihre tatsächliche Macht und ihre Legitimität in der Bevölkerung. Seit 1960, 1970 bewegt sich die Kurve in die andere Richtung, das ist etwas substantiell Neues. Ich gehe davon aus, dass das in den nächsten 25 bis 30 Jahren noch weitergehen wird.

K.: Glauben Sie, dass der Niedergang des kapitalistischen Weltsystems eintreten wird, bevor ein neuer Kondratieff anbricht? Und wenn ein neuer Aufschwung einsetzt, welche Leitsektoren und welche regionalen Mächte werden ihn anführen?

W.: Erstens, ein neuer Kondratieff wird bald einsetzen. Ich bin immer Schumpeterianer gewesen. Der Kapitalismus wird an seinen Erfolgen zugrunde gehen, nicht an seinen Fehlern. Ein neuer Kondratieff wird all das, was wir diskutiert haben, noch schwieriger handhaben lassen. Die Leitsektoren liegen auf der Hand: Informatik wird sicher einer sein, deshalb ist derzeit auf diesem Gebiet so viel Spekulation im Gange. Der zweite offensichtliche Leitsektor ist die Biotechnologie in allen ihren Ausprägungen. Ob neue Energiequellen erschlossen werden, weiß ich nicht, es könnte auch auf diesem Sektor neue technologische Durchbrüche geben. Mehr möchte ich dazu nicht sagen, aber man kann dazu im Grunde jede Finanzzeitung zur Hand nehmen. Ich gehe davon aus, dass Kapitalisten die neuen Wachstumsbranchen problemlos herausfinden werden, und sie werden in sie investieren. Ich muss also nur beobachten, was sie tun.

K.: Wird es eine neue Hegemonialmacht geben?

W.: Das würde länger dauern. Wenn sich eine solche herauskristallisiert haben wird, glaube ich, wird es das kapitalistische Weltsystem nicht mehr geben. Aber es

beginnt schon heute. Wenn man die Vergangenheit ansieht und nach Analogien sucht, hat Japan die besten Chancen, in zweiter Linie die Vereinigten Staaten. Wenn alles normal verlief, könnte es vielleicht um 2075/2100 eine neue Hegemonialmacht geben. Aber so lange wird es nicht dauern. Denn in der Zwischenzeit werden die genannten Prozesse wirksam werden. Das hat mit dem Konkurrenzkampf zwischen Westeuropa, den Vereinigten Staaten und Japan und ihrem Bestreben, die neuen Wachstumsindustrien zu kontrollieren, zu tun.

K.: Vielen Dank für das Gespräch.

Immanuel Wallerstein ist Leiter des *Fernand-Braudel-Center for the Study of Economies, Historical Systems, and Civilizations* an der Universität Binghamton und *Senior Research Scholar* an der *Yale University*. Das Gespräch wurde anlässlich seines Vortrags *The Racist Albatross: Social science, Jörg Haider, and Widerstand* geführt, den er auf Einladung des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung und des Instituts für Wirtschafts- und Sozialgeschichte im März 2000 an der Universität Wien hielt. Wir widmen ihm dieses Interview mit herzlichen Glückwünschen zu seinem 70. Geburtstag.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Immanuel Wallerstein, *The rise and future demise of the world capitalist system: Concepts for comparative analysis*, in: ders., *The capitalist world-economy*, Cambridge u. Paris 1979, 1-36.
- <sup>2</sup> Immanuel Wallerstein, *The modern world-system I: Capitalist agriculture and the origins of the European world-economy in the sixteenth century*, New York u. a. 1974 (*Das Moderne Weltssystem. Die Anfänge der kapitalistischen Landwirtschaft und die europäische Weltökonomie im 16. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1986); ders., *The modern world-system II: Mercantilism and the consolidation of the European world economy, 1600-1750*, New York u. a. 1980 (*Das moderne Weltssystem II – Der Merkantilismus*, Wien 1998); ders., *The modern world system III: The second era of great expansion of the capitalist world-economy, 1730-1840*, New York u. a. 1988 (deutsche Übersetzung in Vorbereitung).
- <sup>3</sup> Review. *A Journal of the Fernand Braudel Center for the Study of Economies, Historical Systems, and Civilisations*, 1977ff.
- <sup>4</sup> Fernand Braudel, *Civilisation matérielle, économie et capitalisme, XVe-XVIIIe siècle*, Bd. 3: *Le temps du monde*, Paris 1979 (dt.: *Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts*, Bd. 3: *Aufbruch zur Weltwirtschaft*, München 1986).
- <sup>5</sup> Fritz Rörig, *Die mittelalterliche Weltwirtschaft. Blüte und Ende einer Weltwirtschaftsperiode*, Jena 1933 (Kieler Vorträge 40).
- <sup>6</sup> Siehe Immanuel Wallerstein, *The invention of TimeSpace realities: Towards an understanding of our historical systems*, in: ders., *Unthinking social science. The limits of nineteenth-century paradigms*, Cambridge 1991, 135-148. (dt.: *Die Sozialwissenschaften »kaputtgedenken«: Die Grenzen der Paradigmen des 19. Jahrhunderts*, Berlin 1995, 164-180.)
- <sup>7</sup> Chemiker, Nobelpreis 1977. Direktor des Instituts Internationaux de Physique et de Chimie. Siehe Ilya Prigogine, *Vom Sein zum Werden. Zeit und Komplexität in den Naturwissenschaften*, 6. Aufl., München 1992. Ders. u. Isabelle Stengers, *Dialog mit der Natur. Neue Wege naturwissenschaftlichen Denkens*, 6. Aufl., München 1990.

- <sup>8</sup> Siehe Immanuel Wallerstein, Die Geschichte auf der Suche nach der Wissenschaft, in: ÖZG 9 (1998), 269-279.
- <sup>9</sup> Wallerstein, Unthinking, wie Anm. 5.
- <sup>10</sup> Immanuel Wallerstein u. a., Die Sozialwissenschaften öffnen. Ein Bericht der Gulbenkian Kommission zur Neustrukturierung der Sozialwissenschaften, Frankfurt am Main 1996.
- <sup>11</sup> Immanuel Wallerstein, The structures of knowledge, or how many ways may we know?, in: ders., The end of the world as we know it, Minneapolis u. London 1999, 185-191.
- <sup>12</sup> Immanuel Wallerstein, Utopistics, or historical choices for the twenty-first century, New York 1998.
- <sup>13</sup> Rosa Luxemburg, Die Akkumulation des Kapitals, Berlin 1913.
- <sup>14</sup> In Anlehnung an die nach dem russischen Ökonomen Nikolai Kondratieff benannte Theorie der langen Wellen sieht Wallerstein die kapitalistische Weltwirtschaft durch ein Auf und Ab langfristiger Expansionsperioden (Kondratieff-A) und Abschwung- bzw. Anpassungsperioden (Kondratieff-B) gekennzeichnet.